

Das Pfennig-Magazin

für

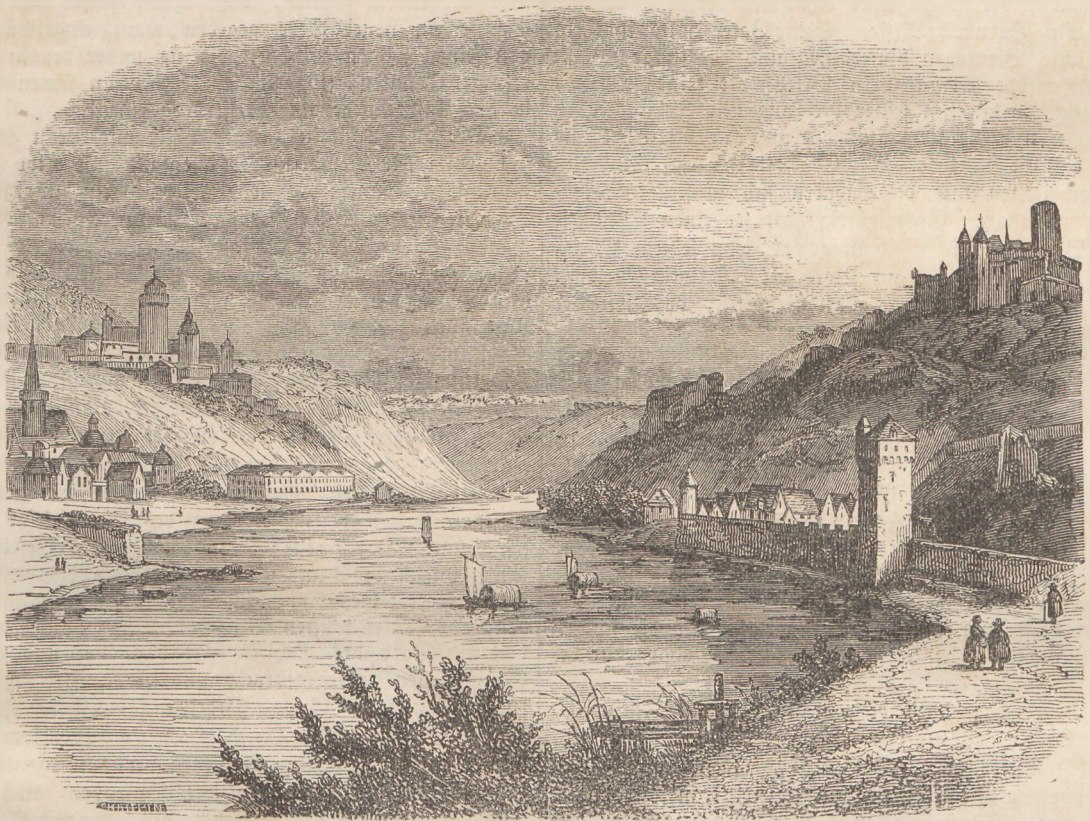
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 453.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[6. September 1851.

St. = Goar und Schloß Rheinfels.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1848, Nr. 292.

Eine Auswandererfamilie.

Gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts nahm der reiche Holländer Jakob Wanderlin nebst mehreren Landsleuten zu Hamburg ein gutes Fahrzeug, den „Valatin“, in Fracht, um mit Weib und Kind, mit Habe und Gut nach Pennsylvanien überzufahren. Die reisende Gesellschaft bestand aus 30 Personen und zur Hälfte aus Frauenzimmern. Damals trieben die Bukanier ihr Raubwesen, und der Name Kidd war der Schrecken Aller, deren Weg über den Ocean führte. Darum hatten Wanderlin und seine Gefährten nicht

allein für ein wohlbewaffnetes und gerüstetes Schiff gesorgt, sondern auch dem Capitain, Jonas Horner mit Namen, zur Pflicht gemacht, eine rüstige und zuverlässige Mannschaft anzuwerben. Binnen wenigen Tagen hatte der Capitain seine Anstalten besorgt. Sein erster und sein zweiter Schiffslieutenant waren ihm zwar persönlich unbekannt, aber durch das größte amsterdamer Handelshaus an ihn empfohlen. Zum dritten Lieutenant hatte der Capitain seinen eigenen Neffen, einen jungen Engländer, Namens Reynolds, gewählt.

Das Schiffsvolk bestand aus 35 kräftigen und eisenfesten Seeleuten, von des Capitains Werbern aus allen seefahrenden Nationen Europas ausgefucht, von denen es jeder für sich allein mit dem gewaltigen Kibb aufnehmen konnte.

Muthig gingen daher unsere Reisenden unter Segel, und Maria Vanderlin sah mit thranenden Augen zum ersten und letzten male die flachen grünenden Gestade ihres Heimatlandes am Horizonte niedertauchen. Maria war eine schöne und zarte Blume und würde die Trennung vom mütterlichen Boden nicht überlebt haben, wären nicht diejenigen Personen um sie gewesen, deren liebendes Antlitz die Sonne ihres Lebens war — ihr Vater, ihre Mutter und ein Dritter, mit dem sie gern einsam und verborgen in einer Wüste hätte blühen und verblühen mögen. Dieser Dritte war Reynolds, der Sohn eines englischen Kaufmanus und Capitain Horner's Neffe. Sein Vater hatte ihm ein ziemliches Vermögen hinterlassen und der junge Mann bereits mehre Seereisen in Gesellschaft seines Oheims gemacht, mehr, um seiner Neigung und Wißbegier zu genügen und die seemännische Kunst zu erlernen, als um des Gewinns willen. Er hatte Maria Vanderlin kennen lernen und beide waren sich in stiller Verehrung zugethan. Gegenwärtig hatte er einen Theil seines Vermögens in Geld umgesezt, von seinem Oheim eine Lieutenantsstelle am Bord des „Palatin“ erlangt und folgte der Fügung des Geschicks, das ihn der neuen Welt zuführte.

Wir überspringen eine Zeit von fünf Wochen und finden den „Palatin“ mitten auf dem Atlantischen Ocean bei völliger Windstille wieder. Es schien nicht mit rechten Dingen zuzugehen; seit 12 Tagen war jeder Windhauch erstickt, die See lag bewegungslos, als wäre sie bis auf den Grund gefroren. Tag für Tag wälzte sich die brennende Augustsonne von Ost nach West über das glühende, trockene Firmament und sank in die Wasserfläche nieder, ohne daß ein Wölkchen die blendende Kraft ihrer Strahlen dämpfte. Die unglücklichen Reisenden sahen nichts vor sich als die schweigende unermessliche Weite, die flüssige Sahara, in deren Mitte ihr Schiff gefesselt lag.

Zwölf Tage hatte diese Windstille bereits gedauert. Die Sonne sank soeben unter die Fluten wie in ihr Grab. Auf dem Verdeck des „Palatin“ stand eine Gruppe von Menschen versammelt; wie traurig waren sie verändert! Fünf Wochen früher leuchtete Gesundheit und froher Muth aus jedem Antlitz und sie hatten unter Freudengeschrei und grüßendem Zuruf den Hafen verlassen. Jetzt waren sie bleich und abgemagert; ein großer Theil ihrer Vorräthe war auf unerklärliche Weise verschwunden; ein bösarziges Fieber herrschte in der Kajüte und am Steuerbord, und eben jetzt waren die Reisenden zu einer Leichenfeier versammelt — sie galt dem Capitain Jonas Horner. Noch hatte die zerstörende Krankheit die Kojen der Matrosen nicht heimgesucht, die rohen Gesellen betrachteten die Ceremonie mit mürrischer Fühllosigkeit, wogegen das trübe und niedergeschlagene Aussehen der Reisenden mitleidswürdig abstach. Unter ihnen stand Vanderlin, die hohlen Wangen vom Fieber gezeichnet; seine Tochter stützte seinen Arm und schaute in sein Antlitz gleich wie ein Engel der Gesundheit; unter Kranken und Sterbenden war sie wie ein lichter Genius unbeschädigt und unentstellt einhergeschritten. Die traurige Ceremonie ging vor sich, das letzte Gebet war andachtsvoll gesprochen und der Leichnam des alten Capitains vom „Palatin“ sank zu den Tiefen der See hinab. Die helle Flut

beschrieb weite Kreise um die Stelle und es schien, als hätte der Ocean dieses Opfer erwartet; am äußersten östlichen Horizont begann die Flut zu schwellen und ein leichtes Wölkchen stieg empor.

„Die Raaen gestellt!“ erscholl eine rauhe Stimme, „unser Jonas ist zum Teufel gefahren und jetzt bekommen wir Wind!“ Bei dieser fühllosen Rede wendeten die Reisenden ihr Gesicht mit unwilligem Erstaunen; ihre Augen trafen den tückisch flammenden Blick des bisherigen ersten Schiffslieutenants Mark Dusenbach, der jetzt Capitain des „Palatin“ geworden war. Die braune vierschrotige Gestalt stand auf dem Hinterdeck aufgeschlanzt und commandirte mit lauter, heroischer Stimme, während die Matrosen um die Masten und Raaen beschäftigt waren und der frischen Kühlung die ganze Breite der Segel entgegenspannten. Die Reisenden fühlten, daß ihnen sowol als dem Schiffe ein neuer Herr gegeben war; eingeschüchtert von seinen wilden Blicken, die sie weder deuten noch ertragen konnten, zog sich ein Jeder an seinen Platz in der Kajüte oder am Steuerbord zurück.

Der alte Capitain Horner hatte mit Recht gesagt, daß sein erster Lieutenant es allenfalls mit Kibb selbst aufnehmen könnte; es war wirklich ein ungeheurer Bösewicht. Mark Dusenbach hatte unter Kibb's Commando gedient, bis er der alltäglichen Gräuel des Seeräuberlebens überdrüssig wurde und diesen Dienst mit dem Vorsatz verließ, eine recht ausgesuchte unerhörte Unthat zu begehen. Er ging bei einem holländischen Kauffahrer in Sold und verschaffte sich, als ein durchaus tüchtiger Seemann, sehr bald Empfehlungsschreiben, mit deren Hülfe er zu seiner Stelle auf dem „Palatin“ gelangte. Er hatte von dem Plane der Auswanderung gehört und der böse Geist ihm zugeflüstert, dies sei die goldene Gelegenheit, wo er sein schlaues Talent zeigen und neue Lorbern des Verbrechens ernten könne. Der zweite Lieutenant war sein Gesell und seines Gleichen; ebenso bestand die Schiffsmannschaft, die er kraft seines Commandos hauptsächlich angeworben, aus lauter wüsten Burschen. Die tödtliche Krankheit am Bord des Schiffs war von ihm und seinen Spießgesellen zuwegegebracht und sie hofften sich in kurzer Zeit ohne Gewaltthätigkeit sämtlicher Passagiere zu entledigen. Durch Horner's Tod war der hauptsächlichste, der ihre Absichten vereiteln konnte, bei Seite geschafft. Daher stolzirte Dusenbach auch mit triumphirenden Schritten über den Hinterdeck. Er winkte Dunscombe, seinem Nächsten im Commando, zu sich: „Das ist ein hundsöttischer Wind und bläst keinem zur Freude“, begann der hartherzige Pirat.

Was Wind? sagte Dunscombe, schwagt mir nicht vom Winde nach dieser prächtigen Windstille; die hat uns besser zu unserm Plane geholfen als aller Wis, womit wir es angestellt hätten. Nur meine ich, den alten Horner hätte das Fieber zuerst packen sollen.

Besser so, Freund Dunscombe, versetzte der Capitain. Sind die Leute reif?

Zum Abfallen reif, sagte Dunscombe.

Aber Reynolds?

O, der auch; er lachte und sprang vor Vergnügen, wie ich ihn in den Plan unserer Komödie gucken ließ.

Tragödie, wollt Ihr sagen. Na, darauf kommt nichts an. Mich freut nur, daß Reynolds zu uns hält; er ist ein verschmitzter Bursch, wir können ihn brauchen. Thu' du indessen weiter, was deines Amtes ist, so haben wir ihnen in einigen Tagen Allen den Garaus gemacht und die Schätze sind unser.

So sprachen die beiden vollendeten Bösewichter mit-

einander, und jedem mitleidigen Gefühl abgestorben betrachteten sie mit grausamer Lust das schnelle Hinsterben der unglücklichen Passagiere und Eigenthümer des Schiffs. Was aber Reynolds betrifft, so hat der Leser gewiß schon die Wahrheit vermuthet, daß der wackere Jüngling sich nur aus Vorsicht so stellte, als wäre er mit Dunscombe's Plänen einverstanden, da er vielmehr fest entschlossen war, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um Marie und die Ihrigen aus der Todesnoth zu retten.

Noch sechs weitere Tage trieb das Schiff in den amerikanischen Gewässern hin und her und jeder Tag sah zwei, drei neue Schlachtopfer in das Wellengrab versenken, bis nur noch sechs oder acht halbverhungerte Unglückliche, vom Fieberausfahs entsetzt, umherschlichen. Hin und wieder versammelten sie sich zum Begräbniß eines Reisegefährten auf dem Verdeck, dann sendeten sie sehnsuchtsvolle Blicke über die Flut, ob vielleicht ein bläulicher Streif am Horizont ihnen das Land der Verheißung andeutete; sie weinten, rangen die Hände und baten kläglich, man möchte sie doch ans Land setzen. Dazu aber war Mark Dusenbach noch gar nicht entschlossen.

Vanderlin lag auf seiner Matte und drückte seines Weibes und seiner Tochter Hand in die seinige. „Ach, ihr seid krank, dem Tode nahe“, sprach der zärtliche Vater. „Mögen sie all unser Gut behalten, die Bösewichter, wenn sie nur unser Lebens schonen.“

Nein! rief die muthige Gattin aus, nimmermehr! eher will ich mein Leben hingeben.

Und des Vaters Leben? flüsterte Maria unter Angst und Thränen.

Die Mutter antwortete mit bebenden Lippen, aber fester Stimme: Und was würde es helfen, geliebter Mann? Wir sollen und müssen sterben, damit die Verbrecher sicher sind; von dem Augenblicke an, wo sie ihren höllischen Plan ausgebrüet, war unser Tod unwiderrüflich beschlossen. Der gute Engel, der uns bis hierher am Leben erhalten hat, weiß auch, daß nur ein Wunder uns retten kann. Schon hat das Fieber einige vom Schiffsvolke ergriffen; sie müssen schleunig in einen Hafen einlaufen, und dahin dürfen sie uns nicht mitbringen. Wenn also die Krankheit nicht bald unserm Leben ein Ende macht, so werden es ihre Messer thun.

Was ihr da sagt, ist wahr, sprach Reynolds, der soeben leise in die Kajüte trat, mit gedämpfter trauriger Stimme; aber ich schwöre — hier kniete er neben Marien nieder und drückte sie inbrünstig an sein Herz — lebend oder todt, wir gehen zusammen von hinnen!

Am Abend desselben Tages wurde die Leiche des reichen Vanderlin ins Meer gesenkt; die Gattin sank an des Gatten Stelle auf das Krankenlager. Da verließ Marien aller Muth. „Allein, verlassen!“ jammerte sie in bitterem Schmerz. Jedoch ihr Schutengel Reynolds stand ihr abermals zur Seite und erneuerte den Schwur, mit ihr zu sterben, wenn es nicht anders sein sollte. Sie weinte an seiner treuen Brust und war einen Augenblick getröstet; plötzlich aber fuhr sie verzweifelnnd empor: „Ach, sollst du sterben? Nein, nein, du kannst dich retten.“

Nicht doch, theure Marie, ich bin der schlechte Mensch nicht, wie ich mich auf dem Verdeck stellen muß. Hoffen wir auf ein günstiges Ereigniß, uns aus dieser schrecklichen Mördergrube zu retten. Aber gewiß, wir trennen uns nicht.

Mittlerweile hatte der Hunger und das Fieber auch die Schiffsmannschaft stärker heimgesucht und sie

begann zu murren. Noch lebten in der Kajüte zwei und am Steuerbord sechs Zeugen ihres Verbrechen. Dusenbach sträubte sich und überlegte lange, ob er Blut vergießen sollte, aber sein tückisches Auge blickte stündlich grimmiger. Die Macht, die hoch in den Lüften Wind und Wetter regiert, trieb den Verbrecher zur Beschleunigung seiner Unthat und veränderte unter Furcht und Schrecken den Schauplatz, auf welchem unsere Geschichte vorgeht.

Nachdem das Schiff wochenlang, den Segeln und dem Steuer gehorsam, auf betrüglichen Wegen hin und her lavirt hatte, befand es sich jetzt unweit der Küste von Blak-Island. Dies ist eine kleine unfruchtbare Insel an der Küste von Neuengland, ungefähr 20 Meilen südostwärts von Philadelphia. Der kleine arme Flecken Landes war damals von einigen wenigen Familien bewohnt, die angeblich vom Fischfang, in Wahrheit aber davon lebten, daß sie bei Stürmen Schiffe an ihr Gestade lockten und dann ausplünderten.

Es wäre ein Wunder, wenn dieser Nordostwind uns nicht einen guten Fang an den Strand wüfse — so sprach John Dory, ein Anführer dieser Strandräuber, zu einer Schar wild ausschender Bursche, mit denen er am äußersten Gestade von Blak-Island stand und auf die See hinausschaute, welche diesmal mit solcher Gewalt und Wuth gegen die Küste trieb, wie man selbst auf dieser mit allen Unwettern vertrauten Klippe selten gesehen hatte. Es wurde immer dunkler und schon wollte der Haufe misvergüht umkehren und nach Hause gehen, als der rasende Nordostwind mit dem peitschenden Regen und dem weit spritzenden Wellenschaum auch einen dumpfen, schütternden Ton aus der Ferne herübertrug. Die Leute blieben stehen und horchten mit vorgestrecktem Haupte. Aber und abermals wälzte sich der Schall auf den schweren Flügeln des nächtlichen Sturms heran. „Das ist ein Nothzeichen“, rief John Dory. „March drei Mann an die Küstenfeuer und drei mit mir ins Lootsenboot!“ Wenige Minuten später loderten drei Feuer an drei verschiedenen Stellen der Küste empor und bei ihrem Scheine sah man ein Boot, an dessen Bord sich John Dory als Lootse begeben hatte, aus dem kleinen Hafen in die finstere Nacht des Oceans hinaussteuern. Noch mehre Stunden hindurch hörte man von Zeit zu Zeit die Nothschüsse des Schiffs, welches sich der Küste näherte.

(Beschluß folgt.)

Die gewonnene Wette.

Auf dem Gipfel des Palastes des Herzogs von Northumberland am Strand, einer der schönsten Straßen Londons, befindet sich das Wappen der Northumberland's, der Löwe mit dem wagerecht ausgestreckten Schweife.

Es hatte ein Engländer gewettet, daß er, ohne ein Wort zu sprechen und etwas Ungebührliches zu thun, durch ein ganz ruhiges Verhalten einen Auslauf in London erregen wolle. Er ging also um die Mittagzeit nach dem Strand, lehnte sich an die Wand eines Gebäudes und sah starr nach dem Löwen auf Northumberland-House empor. Als zwei oder drei Personen neben ihm stehen blieben, zog er ein Fernrohr aus der Tasche und setzte mit diesem seine Betrachtungen fort. Kaum ward man dies gewahr, als sich, in der zunehmenden Menschenmenge selbst erzeugt, das

Gerücht verbreitete, nach einer alten Prophezeiung werde an diesem Tage um eine bestimmte Stunde der Löwe den Schweif bewegen und dann ein Ereigniß — man wußte nicht gleich welches — augenblicklich danach eintreten. Das veranlaßte einen vollständigen Auflauf; von allen Ecken und Enden strömten Men-

schen herzu, Einzelne bemerkten schon leise Bewegungen des Schweifs, die Volksmasse nahm immer mehr zu und war nicht zu zerstreuen, nicht von dem Plage fortzubringen, bis ein Regenschauer sie spät am Tage vertrieb.

Die Wette war vollständig gewonnen.

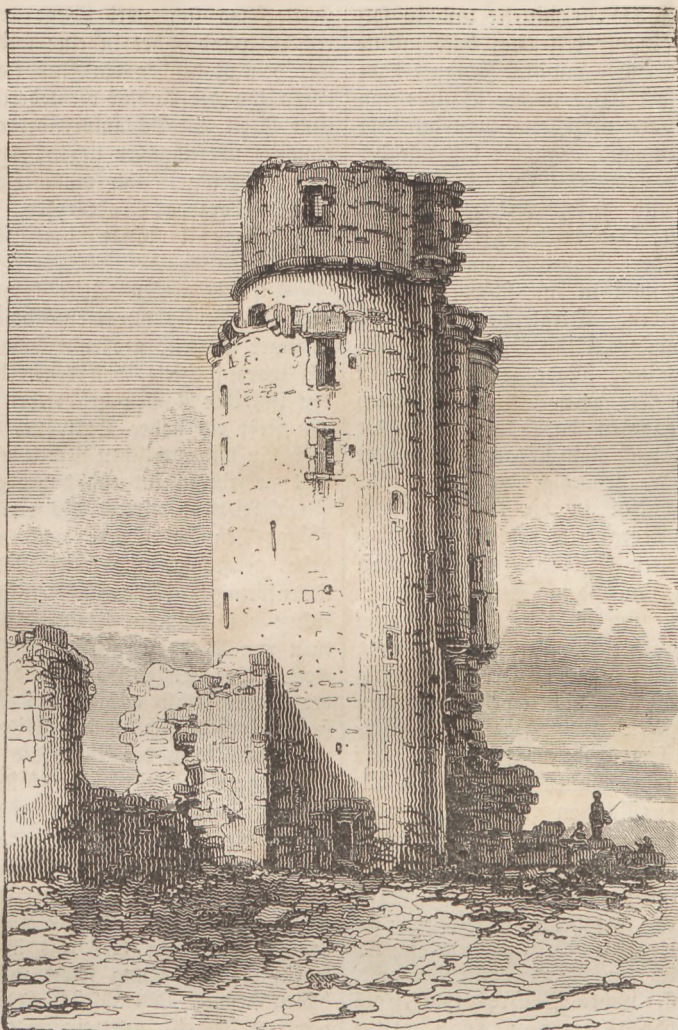
Ein Begräbnißplatz auf Nukahiva.



Die Bewohner von Nukahiva, der größten unter den Washington-Inseln, können die sorgsam gepflegten Stätten, wo sie ihre Verstorbenen bergen, für die höhere Gesittung zeugen lassen, die von den frühesten Zeiten an unter ihnen herrschte. Jene Stätten bilden eine Art von Hütte, die auf schwachen Säulen ruht und mit todtm und lebendigem Schmucke aller Art umge-

ben ist. Wenn durch den Luftzug, der vom Meere her zehrend weht, das Fleisch von den Knochen gelöst und nach und nach verschwunden ist, alsdann werden die Gebeine ehrerbietig versenkt und der Platz als ein Heiligthum für immer, als unverleglich (tabou) angesehen.

Der Thurm der alten Besse Monthery.



Da steht ein einzelner Thurm; überall hat der Zahn der Zeit an ihm genagt. Auch ein wenig Gemäuer erhebt sich noch an seinem Fuße und die eine Seite zeigt deutlich, daß es einmal eine Zeit gab, wo er nur der Theil eines großen Ganzen war. Allerdings sah er einmal glänzendere Tage. Er ist der einzige Überrest eines stattlichen Schlosses bei der gleichnamigen Stadt Monthery in der Provinz Îsle de France, wo die Seine von den Fluten der Dife, Nisne, Marne und Yonne belebt wird und zwei Kanäle die fruchtbare Ebene durchschneiden. Schon im 10. und 11. Jahrhundert waren die Herren dieses Schlosses berühmt

und stolz darauf, allein ihr mächtiges Geschlecht starb in der männlichen Linie aus; durch Heirath ging ihr Schloß an das Königshaus über und unter Ludwig VIII. ward es in einem harten Kampfe im Jahre 1224 bis auf den Thurm zerstört, der nur noch heute wie ein Wächter aus alter grauer Zeit weit herum über das Land und die ganz veränderte Menschheit herumzuschauen scheint. Er hat im Laufe von so viel Jahrhunderten viel gesehen. Selbst als er schon lange einsam seine Stätte behauptete, war er noch Zeuge einer blutigen Schlacht, welche Ludwig XI. seinem Bruder Karl 1465 hier an seinem Fuße lieferte.

Das Märchen von der eisernen Maske.

Weit über hundert Jahre treibt sich nun das Märchen von der eisernen Maske in Romanen, in Schauspielen, in der Geschichte, wol sogar in gesellschaftlichen Circeln umher, wenn man etwas Schauerliches erzählen will. Es entstand erst nach Ludwig's XIV. Tode

unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, dem daran lag, das Andenken an Ludwig XIV. nach Möglichkeit zu verkleinern, da er von ihm stets mißtrauisch, kalt und stolz behandelt worden war. Bald sollte die eiserne Maske ein Zwillingenbruder des Königs gewe-

fen sein, den man um die Krone gebracht hatte, sie dem einige Minuten später geborenen zuzuwenden; bald suchte man einen Gefandten dahinter, der seinem Hofe staatsgefährliche Nachrichten aus Paris hatte zukommen lassen, was Ludwig XIV. ermittelte und in solcher Art mit ewigem Gefängniß bestrafte; bald meinte man, der unendlich reiche Finanzminister Fouquet habe in solcher Weise bis an sein Ende in der Bastille von 1661 an geschmachtet; bald verzichtete man auf jede fest ermittelte Persönlichkeit und begnügte sich mit der Meinung, daß irgend ein namhafter Staatsgefangener in solcher Art gesehen und aufbewahrt worden sei. Wer in dieser Art urtheilt, sagt ein fleißiger Geschichtsforscher, Capesigue, ist der Wahrheit am nächsten. Allein die eiserne Maske muß in eine schwarze Sammetmaske verwandelt werden. Dergleichen waren zu Ende der Regierung Ludwig's XIII. in Spanien, Frankreich, England gewöhnlich und Mode geworden. Die Damen gingen in solcher Art gern aus und besuchten die Bälle; die Herren dagegen duellirten sich in der Sammetmaske, und natürlich that sie auch gern oder ungern, freiwillig oder dazu genöthigt der Hochgestellte um, wenn ihn das Schicksal in die Bastille, nach Pignerol oder der Insel Marguerite führte; alles Gefängnisse, aus welchen selten Erlösung zu hoffen war. Selbst beim Spaziergang auf dem Wall mußte er dann seine Maske tragen, um nicht der Neugier zum Schauspiel zu dienen oder die Willkür der Regierung zu verrathen. Der Zeitgeist war minder blutdürstig geworden; die Hofwillkür ließ nicht mehr hinrichten oder meuchelmorden, wenn Verdacht gegen einen Großen aufkam. Aber man sperre ihn so schnell ein, daß Niemand wußte, wohin er gekommen war; und so bildeten sich dann mancherlei Märchen um so mehr aus, da das geheime Verfahren gegen nicht erwiesene Schuld den Nachtheil mit sich führt, Sagen zu erwecken, die mit leichenhaften, in schweren Ketten umherschleichenden Gespenstern in alten verfallenen Schlössern die meiste Ähnlichkeit haben. Die Staatsgewalt scheint stets grausam, wo sie sich im Dunkel geltend macht, und schon darum kann sie nichts Besseres thun, als die Gerechtigkeit in der ihr gebührenden Form walten zu lassen. Genug, erwiesen ist in solcher Art die Existenz einer eisernen Maske auch noch im allerentferntesten, und eine schriftliche Notiz würde doch sicher irgendwo zum Vorschein gekommen sein, wenn Jemand so behandelt worden wäre, während sich die Entstehung der Sage durch die Mode der Vornehmen, eine Sammetmaske zu tragen, von selbst darbietet.

Die Berghöhle Barabla in Ungarn.

Nabe bei Agtelek, einem Dorfe des gömörer Comitats, steht ein hohes Gebirge, das aus lauter übereinanderhängenden Felsenmassen zusammengesetzt zu sein scheint, durch welche zuweilen, besonders bei strenger Kälte, von allen Seiten Dünste hervordringen, sodaß sie alsdann ganz mit Reif überzogen ist. Am Fuße dieses Berges sieht man in der Spalte eines beinahe perpendicular sich erhebenden und mit niedrigem Gesträuche bewachsenen Felsen die Mündung einer Höhle, welcher man der von ihr ausgehenden Dünste halber den Namen Barabla (Nebelloch) beigelegt hat.

Der Eingang dieser Höhle ist so enge, daß man nur gebückt und mit Mühe durchkommen kann. So-

wie man die erste Schwierigkeit überwunden hat, erblickt man eine geräumige gewölbte Grotte, gleichsam die Vorhalle der unterirdischen Gemächer, die den Eintretenden erwarten. Aus dieser kommt man in eine zweite, wo sich zwei Wege darbieten. Der eine zur rechten Hand führt in eine weite Kammer, aus welcher dem Nahenden ein Fluß entgegenrauscht, an dessen Ufern ihn der Anblick vermoderter Menschengedaine, die zum Theil mit Schlamm überdeckt, hier und da schichtenweise übereinander liegen, mit Schauer und Grausen durchbringt, und mancherlei Muthmaßungen über diese verborgenen Todesopfer, über die Ursache, Zeit und nähere Umstände ihres schreckenvollen Schicksals erregt.

Auf der linken Seite kommt man an den Ufern desselben Flusses durch eine breite, aber niedrige Höhle zu einer glatten, großen, schwarzen und steinernen Tafel, worauf Viele, von denen diese Höhle besucht worden ist, ihre Namen geschrieben haben. Nicht weit davon steht ein hoher Stalaktit, der dem ersten Ansehen nach ein mit gothischen Verzierungen geschmücktes Denkmal zu sein scheint und daher gewöhnlich der mosaische Altar genannt wird. Als von ihm angekündigt, empfängt den Wanderer nach wenigen Schritten eine hohe, geräumige und weite Rotunde. Ein Kreis obeliskenförmiger Felsenstücke trägt das Gewölbe. Umkränzt von kleineren Stalaktitssäulen, die man für Statuen von Bildhauerarbeit anzusehen versucht wird und wovon eine den Bewohnern der Nachbarschaft ein von der Natur selbst aufgestelltes Muttergottesbild zu sein scheint, erhebt sich in der Mitte ein ungeheurer großer Tropfstein, dem der Name des großen oder des Hauptaltars gegeben wird. Zu beiden Seiten sind, kleinen Portalen ähnlich, engere geheimnißvolle Durchgänge. Durch die Klüfte und Felsen des Berges rauschen verborgene Ströme und den von Ahnungen ergriffenen Geist durchbeben die Schauer der Unterwelt.

Begleitet vom Geräusch unterirdischer Gewässer kommt man von hier aus in eine weitläufige Höhle, worin die Zerstörung selbst ihren furchtbaren Sitz zu haben scheint. Bruchstücke von Stalaktitssäulen liegen haufenweise wild untereinander auf der Erde und drohen aus der Höhe jeden Augenblick auf das Haupt des staunend Umherschauenden herabzustürzen. Man glaubt die Majestät eines Tempels oder Palastes in Trümmern vor sich zu sehen. Der aufgeregten Einbildungskraft wird es leicht, cannelirte Säulenschäfte, schön geblätterte Capitale und verstümmelte Säulenstühle wahrzunehmen, bis sie, zu ernstern Vorstellungen übergehend, das warnende Sinnbild von dem Ende alles menschlichen Beginmens erblickt, und den früh oder spät einbrechenden Augenblick sieht, wo alle Gebäude unserer Hoffnungen und Wünsche, alle Stützen unserer Eitelkeit und unsers Glücks, alle Systeme unsers Wissens und Wollens von dem leisesten Lufthauche zusammenstürzen, und von Dem, was sie waren, oft keine Spur zurückbleibt.

Kaum hat man diesen Ort verlassen, so öffnet sich eine beinahe grenzenlose Aussicht auf eine weithin fortgehende Ebene. Zur rechten Seite eilt ein vorüberrollender Bach voran; links springen schroffe Felsenklumpen hin und wieder aus der Wand hervor und zwischen beiden zieht sich ein geschlängelter Pfad hindurch. Der Fußboden ist wie gepolstert von lehmiger Erde; an vielen Orten bemerkt man aus Tropfstein gebildete, hin und her sich windende Schneckenlinien, die wie künstliche Gartenverzierungen aussehen; daher dieser Platz von den Bewohnern der Nachbar-

schaft der Blumengarten genannt wird. Die Wölbung dieser Höhle ist so hoch, daß auch bei aufgehobener Fackel das Auge ihre Höhe kaum erreicht, und in den Stalaktiten, womit sie besetzt ist, die funkelnden Sterne des Himmels zu sehen glaubt. Der Wiederhall wird hier durch die hervorstehenden Felsenklüfte so vervielfältigt und verwirrt, daß z. B. dem Spiel einer einzigen Violine ein ganzes Chor von Violinspielern in einiger Entfernung zu antworten scheint. Auf den Knall einer losgebrannten Pistole oder Flinte ertönt es, als wenn wiederholte Donnerschläge die Gewölbe und Felsen erschütterten.

Diese Höhle geht in einer Strecke von 150 Klaftern beinahe gerade fort, bis sie von einem von der Wölbung losgerissenen, einem steilen Berge ähnlichen Steinklumpen begrenzt wird. In der Nähe desselben steht ein mit einer steinernen Einfassung versehener Brunnen, der sehr reines Wasser hat. Von hier führt der Weg durch eine niedrige Schlucht über Trümmer von Tropfsteinen nach einer engen Öffnung, durch die man gleichsam in ein oberes Stockwerk von Höhlen mühsam hinaufklimmt. Diese sind durchaus mit Stalaktitsäulen und Tropfsteinzapfen so dicht angefüllt, daß man in einen Wald von enstlaubten mit Schnee und Eis überzogenen Bäumen versetzt zu sein glaubt.

Auf einer andern Seite steigt man über eine kleine Abdachung wieder herab in eine der schönsten Seitenkammern, die wegen des gelben Tropfsteins, womit der Boden belegt ist, die Wachshöhle genannt wird. Hier sieht man Stalaktitsäulen von bewundernswürdiger Schönheit, die, könnten sie unverfehrt herausgebracht werden, jedem königlichen Garten Ehre machen würden. Ihre Farbe ist schneeweiß und im Licht glänzen sie von ferne. An manchen lassen sich sehr gute Verhältnisse unterscheiden. Eine von ihnen erhebt sich schlank, und kaum so dick als ein Arm vom Fußboden bis an die Wölbung, und wenn mit einem Hammer oder Stein daran geschlagen wird, so gibt sie einen Klang wie eine Glocke.

Nicht weit von hier scheint ein wie vom Mond versilberter See dem Wanderer entgegen zu schimmern; er naht, und siehe! er findet eine mit glänzendem Kalkkry stall bedeckte Ebene. Dagegen stellt ein nahe gelegener wirklicher See wegen Brechung der Lichtstrahlen eine Ebene vor. Das Wasser desselben ist so klar, daß man in der Tiefe von mehreren Klaftern jeden Gegenstand auf dem Grunde genau unterscheiden kann. Endlich entdeckt man weit umher grausvolle Abgründe; der Hintergrund ist in dicke Finsterniß verhüllt und von allen Seiten wehrt so viel Wasser das weitere Fortkommen, daß man auf dem Wege, den man gemacht hat, zurückzukehren sich genöthigt sieht.

Beleuchtet müßten die abwechselnden Scenen dieser Unterwelt von großer und beiweitem größerer Wirkung sein als unsere gewöhnlichen Beleuchtungen.

Die Luft ist in der ganzen Höhle sehr rein, und man athmet darin so leicht, daß, wer, besonders in Sommertagen, einige Zeit in derselben sich aufgehalten hat, wenn er wieder in die äußere Dunstluft hervorkommt, den Athem merklich erschwert fühlt. Doch wehe Dem, der hier von plötzlich eindringenden Strömen eines Plagregens ereilt würde! Er ließe Gefahr, die Sonne nie wieder zu sehen.

Persische Strafart.

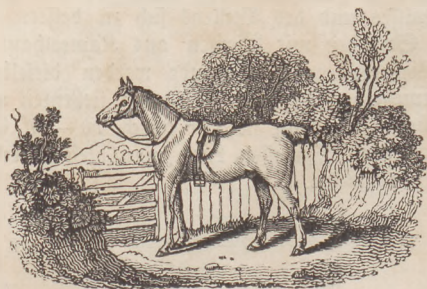
Bei den Persern wird auch der Vorfall, einen Andern zu schlagen, bestraft. Diese Sünde heißt *Aguereste*, und die Strafe dafür unter Voraussetzung des Bekenntnisses und des Willens sich zu bessern, besteht in fünf Streichen mit Riemen aus Kameelhaut. Bei jeder Wiederholung der Sünde werden dieselben um fünf vermehrt; fällt man aber zum siebenten male in diese Sünde, so kann sie nur durch 70—80 Streiche geküßt werden. Indessen kann man diese Strafe auch mit Geld abkaufen.

Confucius als Kind.



Der ausgezeichnete Weise, den die Chinesen noch jetzt fast in allen Städten ihres Reichs durch Monumente und Schulanstalten ehren, hieß eigentlich Kieu-Tschung-ni und erhielt seinen Unterricht in der Stadt Tseu durch Siang, den weitberühmten Lehrer an der Schule jener Stadt. Als er bereits erwachsen war und seiner trefflichen Lehren und seiner Urtheilssprüche wegen allgemeine Bewunderung erregte, trachtete er nach nichts so sehr, als die Stelle seines ehemaligen Lehrers an der Schule zu Tseu zu erhalten. Als er dies erlangt hatte, nannte er sich Khung-tseu oder Kon-fu-tse, d. h. Lehrer von Tseu, und verbreitete von dort aus seine Lehrsätze durch ganz China. Von da ab achtet man ihn in allen Ländern der Erde unter dem Namen Confucius als einen der Weisesten aller Zeiten.

Mannichfaltiges.



Es gehört mit zu den Widersprüchen in dem Charakter des englischen Volks, daß, während es auf die Züchtung und Pflege edler Pferde ungeheure Summen verwendet und darin den Arabern oft kaum nachsteht, doch auch viele edle Pferde durch die gefährlichen Wettrennen und halkbrechenden Jagden ruinirt werden. Noch jetzt rechnet man jährlich im Durchschnitt über 2000 edle Pferde, welche auf diese Art zu Grunde gehen, in ihnen ein ungeheures Capital.

Suez soll nach den Berichten der Reisenden mit seiner ganzen Umgebung eine wahrhaft abschreckende Gestalt haben. Kein Gräschen entsprosse dem heißen, harten Kalk- und Sandboden, kein Baum erfreue das Auge, kein Vogel belebe die Luft, Alles still, öde, heiß, hart. Grau in Grau; wohin der geängstete Blick sich wende, Sand, Staub, nackte, scharfe Felsen — ein Ort zur Verzweiflung. Vielleicht löst sich bald der Bann, der über der langweiligen Stadt liegt. Denn der Bau einer Eisenbahn von Kairo nach Suez ist beschlossfen; die Engländer haben ihn mit 800,000 Pf. St. zur Ausführung übernommen.

Calaveras oder Todtenköpfe-Hügel heißt eine Reihe von Hügeln, welche etwa eine Meile von der Stadt Toruel in Aragonien, im Bezirke des Dörfchens Concul, liegen. Sie haben diesen Namen daher, weil sie nichts als eine Masse von Menschen- und Thierknochen ausmachen. Die Ausdehnung dieser Knochenbank ist noch unbekannt; sie ist mit einer Schicht von hartem Kalkstein bedeckt, welche 10—12 Fuß Dicke hat und wieder auf einer andern Schicht von rother Erde ruht, welche in den Seitenrissen der Hügel sichtbar wird.

Der Regenmacher spielt bei den Buschmännern und Kaffern eine wichtige Rolle. Da der Regen zum Gedeihen der Ernten unumgänglich nothwendig ist, so wird in den Gegenden, wo er ausbleibt, nach dem Regenmacher geschickt. Sein Geschäft besteht darin, bei eintretender Dürre die Wolfen zusammenzutreiben und sie zu zwingen, daß sie sich ihrer Feuchtigkeit entladen. Um nun dies bewirken zu können (richtiger um Zeit zu gewinnen), denkt der Regenmacher auf irgend eine schwierige Beschäftigung für das Volk, von deren Erfolg das Gelingen seiner Bemühungen abhängig sein soll. Kommt nun Regen, so ist sein Ansehen gesichert; bleibt er aus, so ist es doch auch der Fall. Denn er kann darüber nicht verlegen sein, irgend einen Tadel an der von dem Volke gelösten Aufgabe zu finden, die dann von vorn angefangen werden muß, bis der Regenmacher Recht behält, d. h. bis es endlich wirklich regnet.

Die Einsiedlerprobe. Als sich Lord Hamilton in Cobham in der Grafschaft Surrey einen großen Garten von bi-

zarrer Anlage ausführen ließ, wünschte er auch für eine Einsiedelei einen Bewohner zu haben und suchte ihn durch öfentliche Blätter unter folgenden Bedingungen: Er muß sich auf sieben Jahre verbindlich machen und erhält alsdann 700 Guineen; er hat eine Bibel, eine Brille, eine Matte (um darauf zu schlafen), einen Haserack (zum Kopfkissen) und eine Sanduhr mitzubringen. Sein einziges Getränk ist Wasser aus dem an seiner Zelle vorbeifließenden Bache; Speisen erhält er alle Tage durch einen Bedienten, der kein Wort reden darf. Kleidung: ein grober Mönchstroch. Er darf sich nie die Nägel abschneiden lassen, nie rasiren und muß Sandalen tragen. Es ließ sich wirklich Jemand durch die 700 Guineen locken, hielt es aber nicht länger als drei Wochen aus.

Der Thurm der Feuerwache in Konstantinopel ist daselbst nächst dem kolossalen Halbmond auf der Via Sophia der höchste Punkt. Die Thürken vergleichen ihn mit einem in den Lüften schwebenden Nests des Paradiesvogels. Sobald die auf dem Thurme befindliche Wache ungewöhnlichen Rauch bemerkt, wird eine große Trommel gerührt und unter dem Rufe: Es brennt! (Jangin var!) Lärm gemacht und nach der bedrohten Gegend hin aufgebrochen.

Frische Brautwerbung. In vielen Gegenden Irlands, in einigen Grafschaften ganz regelmäßig, geht ein Freier, wenn seine Bewerbung um die Hand des Mädchens von Erfolg ist, nicht zu den Ältern, um mit diesen zu unterhandeln, sondern er entführt das Mädchen nach einem benachbarten Dorfe oder in das Haus eines Freundes und von hier aus wird der Vertrag durch Mittelspersonen abgeschlossen. Gewöhnlich wird der Geistliche dazu genommen, der sich von dem Stande der Dinge unterrichtet, sich zu den Ältern der Braut gibt, um ihre Einwilligung zu holen, die in der Regel erfolgt, da die Mädchen selten eine unpassende Wahl treffen.

Basiden heißen die Landhäuser bei Marseille, welche die Gegend umher beleben und ihr einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren. Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen oder doch wenigstens vom Sonnabend bis zum Montag sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu athmen. Die Zahl der Basiden um Marseille soll sich auf 10,000 belaufen. Man findet das anfänglich ungläublich. Wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherschaut und rings, so weit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendend weißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorstimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, so fängt man an, diese große Anzahl wahrscheinlich zu finden.

Gerade durch! Bei dem Kriegszuge Kaiser Karl's V. gegen Tunis commandirte der Marquis Basto die spanische Armee. Der Kaiser setzte hier sein Leben zu sehr in Gefahr und als General befahl ihm der Marquis, zurückzugehen, „indem“, wie er ihm sagte, „ein einziger Mann nicht Alles durch seine Unklugheit zu Grunde richten soll.“

Wie mag das zugehen? Unlängst zeigte ein pariser Schuhmacher die Erfindung einer neuen Stiefelwichse an und bezeichnete sie als *cire odoriférante et sans odeur* (wohlriechendes Harz, ohne allen Geruch).